

Das Körperbild der Neuzeit als ethisches Dispositiv



Überlegungen zur biomedizinischen Verbesserbarkeit des Menschen

Christof Breitsameter



Körperbilder transportieren nicht nur medizinische, sondern auch ästhetische Standards, deskriptiv wie normativ. Gesundheit und Schönheit stellen jeweils eigene Maßstäbe im Umgang mit dem Körper dar. Diese Entwicklung, die sich seit der Neuzeit auch in Versuchen der Bestimmung von Normalität ausprägt, treibt die Auseinandersetzung um die Verhältnisbestimmung von Natürlichkeit und Künstlichkeit sowie von Autorität und Authentizität in medizinischen Entscheidungen an. Der Beitrag zeigt, welche Probleme entstehen, wenn ästhetische mit medizinischen Maßstäben konfrontiert werden. In der Frage nach einer ethisch plausiblen Kombinatorik dieser Leitwerte wird für eine rationale Einschränkung des technisch Möglichen plädiert.

Das bekannte Wort Stendhals, Schönheit sei ein Versprechen auf Glück, lässt sich auch auf das Bild beziehen, das wir uns – individuell oder gesellschaftlich – vom Körper machen. Der folgende Beitrag stellt die Frage nach den historischen Wurzeln von in der Neuzeit entstehenden Körperbildern und versucht, daraus Strukturdispositive für eine ethische Bewertung der Möglichkeit einer ästhetischen Verbesserung unserer äußeren Erscheinung zu gewinnen.

Teil und Ganzes

Das Verständnis, das die Moderne vom menschlichen Körper entwickelte, wurde wesentlich durch jene Epoche des Übergangs am Ende des 18. und Beginn des 19. Jahrhunderts geprägt, in der traditionelle Vorstellungen zum Teil untergingen, zum Teil modernisiert wurden. Die hippokratisch-galenische Tradition wurde von einer naturwissenschaftlich geprägten Konzeption des Körpers, der Physiologie, abgelöst (Canguilhem, 1977). Diese neue Forschungsrichtung stellte sich den Kör-

per auf dem Hintergrund unterschiedlich schattierter Einflüsse vor allem von René Descartes und Julien Offray de La Mettrie als Maschine vor, die nach den Gesetzen von Physik und Chemie funktioniert. Diesem Modell vom Mechanismus des Körpers, der nach mathematisch rekonstruierbaren Mustern erklärt werden kann, trat das Modell eines neu interpretierten, weil nun naturwissenschaftlich verstandenen Vitalismus an die Seite, das den Körper als sich selbst regulierendes, dynamisches Gleichgewicht ansah, ohne dabei in alte teleologisch-metaphysische Muster zurückzufallen. Konsequenterweise wurde der Körper auch als „lebendige Maschine“ bezeichnet (Bernard, 1966). Der Organismus als ein Ganzes lässt sich in diesem Verständnis nicht auf physikalisch-chemische Prozesse reduzieren, er stellt vielmehr die Voraussetzung für das Funktionieren der einzelnen Organe dar. Der Körper ist daher ein selbstreferenzielles System, das die Voraussetzungen seiner Existenz reproduziert (Sinding, 1998). Gegenüber der mechanischen Idee, die auf die Teile des Körpers abhob, entstand hier die integrative Idee eines Ganzen:

Die Organe dienen dem Organismus, dessen einziger Zweck das Überleben ist (Tanner, 1998, 165).

Normalität und Normativität

Die hippokratisch-galenische Tradition wurde jedenfalls in beiden Interpretationsrichtungen der Physiologie von einer naturwissenschaftlich geprägten Konzeption des Körpers abgelöst, welche ältere, diätetische Ideen von Gesundheit zurückdrängten (Canguilhem, 1979). Sowohl die mechanistisch als auch die neovitalistisch akzentuierte Metapher vom Körper als Maschine bereitete nämlich den Boden für die Entwicklung eines Diskurses, der sich weniger auf Gesundheit als vielmehr auf das reguläre Funktionieren des Organismus bezog (Foucault, 1998, 52). Die Physiologie definierte dabei Normalität durch eine statistische Streu- bzw. Verteilungskurve, welche die Übergänge vom Normalen zum Anormalen festlegt (Link, 1996). Die Suche nach einem statistischen Maß zur vereinheitlichenden Darstellung von Einzelfällen ist freilich nicht Abbild der Wirklich-